

Sigfrid Gauch

„Im Fließen des Rheins wird kein Wort sein“ Bemerkungen zur Literatur in Rheinland-Pfalz nach 1945

Sie alle kennen den Gedichtanfang „Dies ist meine Mütze, / dies ist mein Mantel, / hier mein Rasierzeug im Beutel aus Leinen.“ „Inventur“ heißt das Gedicht, es stammt von Günter Eich und steht exemplarisch für den literarischen Neuanfang nach der Nazizeit, für die „Kahlschlagliteratur“. Es entstand in einem Kriegsgefangenenlager, mit einer Reihe anderer Gedichte, auch einem, das „Camp 16“ heißt und so beginnt: „Durch den Stacheldraht schau ich / grad auf das Fließen des Rheins. / Ein Erdloch daneben bau ich, ein Zelt hab ich keins.“ Der Dichter spricht davon, dass er weder Decke noch Mantel habe und keinen Kameraden in seinem Erdloch. Zur Lagerstatt rupft er sich Luzerne, die aber auch bald verdorrt sein wird, der Himmel wird sich finster beziehen und „im Fließen des Rheins wird kein Wort sein, / das mir süß einschläfert das Lid.“ Das Augenlid ist gemeint. Eine sprachlose Situation, eine Situation ohne Worte, eine Situation ohne Ansprechpartner, ohne Echo. Das Ende vom Ende. Verstanden wurde es aber als der Anfang eines ganz neuen Anfangs.

Viele von Ihnen wissen, wo diese Gedichte entstanden, denn eines davon heißt „Sinziger Nacht“. Dort, auf den Feldern und Rheinwiesen zwischen Remagen und Niederbreisig, lagen im Frühjahr 1945 mehr als 250.000 deutsche Kriegsgefangene, zusammengepfercht in Wind und Wetter, auf den Feldern in Erdlöchern und nur teilweise unter Zeltplanen. Günter Eich befand sich unter den Gefangenen, ein Überlebender. Mit diesen Versen von Günter Eich sei die deutsche Literatur aus den Ruinen des Dritten Reiches wiederauferstanden, habe noch einmal von vorn angefangen, sagen die Schullesebücher, die Literaturgeschichten. Neubeginn in einem Erdloch in Rheinland-Pfalz. Wolfgang Weyrauch prägte in seiner 1949 erschienenen Anthologie „Tausend Gramm“ den Begriff ‚Kahlschlagliteratur‘, Eichs Gedicht „Inventur“ sei dafür exemplarisch, denn dem neuen Anfang der Prosa in unserm Land seien allein die Methode und die Intention des Pioniers angemessen, nämlich die Methode der Bestandsaufnahme und die Intention der Wahrheit. Wo der Anfang der Existenz sei, sei auch der Anfang der Literatur.

Tatsächlich, exemplarisch ist die Situation! Bestandsaufnahme und Wahrheit, ein neuer Anfang wurden postuliert. Aber niemand sprach damals und auch nicht in den kommenden Jahren davon, dass die deutsche Literatur der Nachkriegszeit, dass Günter Eich keineswegs bei Null begonnen hatten. Er war weder ein Emigrant noch ein unbescholtener Schriftsteller, sondern ein Mann mit Vergangenheit. So wie er seine naturmagischen frühen Gedichte in späterer Zeit verleugnete, so verleugnete er auch seine rastlose, jahrelange Tätigkeit für den nationalsozialistischen Rundfunk, wie es Iris Radisch anlässlich seines 100. Geburtstages in der ZEIT formulierte.

Nein, es gab keine „Stunde null“ und es gab keinen „Kahlschlag“, weder in der Gruppe 47 noch in der Literaturszene von Rheinland-Pfalz.

Über die Gruppe 47 titelte kürzlich die „tageszeitung“: „Die legendäre Schriftstellervereinigung mit dem Ruf einer moralischen Instanz hatte von 1947 an ein Nazi-Problem – es wurde nie eingestanden.“ Das war vor dem Erscheinen von Günter Grass' „Beim Häuten der Zwiebel“ und bezog sich auf Veröffentlichungen, die fragten: „Wie zum Beispiel ist man mit den jüdischen Emigranten umgegangen? Warum diese notorische Haltung der Missachtung gegen Juden und Judentum und die kaltschnäuzigen Ausdrucksformen dieser Haltung? [...] Warum wurde die Mitgliedsfrage ‚Uns zugehörig?‘ mit besonderer Sorgfalt gegenüber Juden gestellt, die sich bewusst als Juden der Gruppe genähert haben, und warum wurde sie z. B. gegen Hermann Kesten oder Paul Celan so verklemmt und niederträchtig ins Feld geführt? [...] Warum haben alle Sprecher der Gruppe 47 jeglichen Anteil an einem deutschen Antisemitismus nach 1945, und sei es den Anteil einer Verantwortung für seine ‚Aufarbeitung‘, reflexartig von sich gewiesen,

während aus den Gruppensitzungen jegliche andere als die ‚authentisch‘ eigene Kriegs-Erinnerung ausgegrenzt blieb?“ Will sagen: Was literarisch im Nachkriegsdeutschland zählte, war die Literatur, die von den Kriegsheimkehrern geschrieben wurde, und dies war die Stunde Null der deutschen Literatur.

Missverstehen Sie mich nicht: Ich versuche alles andere als eine Aufrechnung oder eine Abrechnung. Wolfgang Weyrauch traf ich noch in den siebziger Jahren in Mainz im Südwestfunk, er trug einen dunklen Anzug, Polo hemd und Turnschuhe, für die damalige Zeit ein gewagtes Outfit; für den Rundfunk sprach er seine eigenen schönen Gedichte ins Mikrofon. 1968 schickte er mir ein Briefchen: „Ihre Gedichte gefallen mir so gut, dass ich mehr von Ihnen lesen möchte.“ Ich habe also überhaupt keinen Grund, mich zu beschweren. Aber stimmte es denn, was er über die Kahlschlagliteratur gesagt hat, dass ihre Intention die Wahrheit sei? Wir jungen Leute damals, mitte der 60-er Jahre noch Gymnasiasten, ließen uns nachhaltig für die zeitgenössische Literatur positionieren. Bertolt Brecht und Peter Weiss waren meine Götter, Günter Grass, Martin Walser, Heinrich Böll oder Arno Schmidt meine Halbgötter. Wir kamen gar nicht auf die Idee, von den Schriftstellern als Kriegsheimkehrern etwas einzufordern, was in Deutschland niemand einforderte. Wir spürten nicht, dass sie unsere Götter, die ins Exil gegangen waren, als Vaterlandsverräter empfanden, weil wir uns unsere Bestandsaufnahme, unsere Wahrheit scheinbar holten: Von der Gruppe 47 holten wir uns die literarischen Modelle für unser eigenes Schreiben. Und von den Exilautoren bekamen wir die Erfahrungen vermittelt, dass es im Exil ein besseres Deutschland gab, dessen antifaschistischer Geist die Nazizeit überlebt hatte und uns damit das so dringend notwendige Gerüst für den Aufbau einer eigenen Welt-Anschauung gab, denn die Ethik und die Moral, die unsere Eltern prägte, waren für uns unannehmbar.

Dennoch: 1984 schreibt die in Trier geborene Schriftstellerin Gerty Spies, dass sie als Jüdin, die das Konzentrationslager Theresienstadt überlebt hat, häufiger bei Lesungen die Frage gestellt bekommt, warum sie denn nach dem Krieg in Deutschland geblieben sei. Sie fragte zurück: „Ob auch verfolgte christliche Geistliche, Sozialisten und andere tapfere Streiter von Lesern und Zuhörern gefragt werden, warum sie nach dem Krieg noch hiergeblieben sind? Ob diese Frage vielleicht nur für Juden gilt?“ Gerty Spies, nach der die Landeszentrale für politische Bildung den „Gerty-Spies-Preis für Literatur“ benannt hat, wurde 1897 in Trier geboren, seit Jahrhunderten lebten ihre Vorfahren in Trier und der Südpfalz. Ihren autobiografischen Roman „Bittere Jugend“ über das Leben und Überleben im München der Kriegszeit für sie und ihre „halbarische“ Tochter, über Leid und Verfolgung und die Deportation in die Konzentrationslager, wollte in den fünfziger Jahren kein Verlag drucken mit der Begründung, so schlimm sei es damals doch nicht gewesen. Erst 1997 konnte ich sein Erscheinen möglich machen und das erste druckfrische Exemplar der Hundertjährigen im Jüdischen Seniorenheim in München in die Hände legen.

Ich habe der Gruppe 47 nichts vorzuwerfen und werfe ihr auch nichts vor. Sie prägte unser Bild von der Literatur zusammen mit der „Zeit“ und mit dem „Spiegel“, als wir prägsam waren und lesehungrig. Und ich war stolz, als 1979 Hans Werner Richter, der Gründervater der Gruppe 47, nach einer gemeinsamen Veranstaltung auf der Buchmesse anlässlich des Erscheinens meines Buches „Vaterspuren“ zu mir sagte: „Wenn es die Gruppe 47 noch gäbe, würde ich Sie zur nächsten Sitzung einladen, um Sie vorlesen zu lassen.“ Und ich weiß von engen Freunden von Günter Grass, dass er seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS immer wieder einmal im kleinsten Kreis thematisiert hatte, vor Jahren schon.

Die Geschichte der Literatur im heutigen Rheinland-Pfalz aus der Zeit des Dritten Reiches und der Nachkriegszeit ist noch nicht geschrieben. Wolfgang Diehl hat manches zu dieser Zeit angedeutet in seinem historischen Abriss über 125 Jahre Literarischer Verein der Pfalz. Dort findet man Namen, die mir als Grundschüler aus den Sonntagsbeilagen der Tageszeitungen vertraut waren: Dem „Pälzer Sunndag“ und dem „Pälzer Feierowend“ der „Pfälzischen Volkszeitung“ bzw. der „Rheinpfalz“. Dort schrieben Oskar Bischoff oder Kurt Kölsch kleine Erzählungen und Gedichte.

Von Oskar Bischoffs NS-Weihespielen wie „Wir rufen Deutschland“ (1934) erfuhr ich erst aus dem genannten Buch von Wolfgang Diehl, von Kurt Kölschs Rolle als Gaukulturwart wusste ich schon früher - aber seine unpolitischen Gedichte, die ich 1968 mit dem Titel „Der grüne Kantor“ in die Hände bekam, schwiegen über diese Zeit. Wie sehr die Zeit verschwiegen wurde und noch verschwiegen wird, zeigt uns das „Lexikon der Pfälzer Persönlichkeiten“ von Victor Carl mit der 1. Auflage 1995, in dem es über Kurt Kölschs Nazizeit nur hieß: „In Haardt wurde Kurt Kölsch Schulleiter. Der Krieg sah ihn in Norwegen, Frankreich und Russland. Danach musste er als Wingertschütz und in anderen Berufen den Lebensunterhalt für seine Familie verdienen.“ Kein Wort über die Gründe: der ehemalige Gaukulturwart bekam als Lehrer im Entnazifizierungsverfahren für einige Jahre Berufsverbot, musste „Straf-Arbeiten“ verrichten, bis er eines Tages wieder in seine Beamtenrechte eingesetzt wurde... Deshalb, und weil Victor Carl z. B. über den NS-Gauleiter Bürckel, der seinen Gau, die spätere Westmark, als erster Gauleiter 1940 als „judenfrei“ meldete und für die Deportation der Juden in das Konzentrationslager im französischen Gurs verantwortlich war, als Fazit schrieb: „Er kämpfte für höhere Löhne der Arbeiter, für größeren Absatz pfälzischen Weines und für die Pirmasenser Schuhindustrie“, war dieses unsägliche Lexikon dem „Spiegel“ eine ganzseitige Meldung wert. Aber in der Pfalz wurde dies Machwerk akzeptiert, und der Verfasser konnte dem „Spiegel“ stolz berichten, die erste Auflage mit 1.000 Exemplaren à 98 Mark sei schon vergriffen, er plane eine zweite Auflage.

Nein, die Barden von damals waren es auch noch zu meiner Schulzeit, und nach meiner ersten öffentlichen Lesung 1966, in der ich meinte, man dürfe in dieser Zeit des Vietnam-Krieges nicht über die Liebe oder die Natur dichten, sondern müsse Anti-Vietnam-Gedichte schreiben, wurde ich Max Braun-Rühling als dem „Nestor“ der Literatur in Kaiserslautern vorgestellt. Den Namen „Rühling“ hatte der „Nestor“ seinem Namen nach dem Krieg angehängt, als Max Braun veröffentlichte er Romane wie „Nibelungenland – Roman der deutschen Westmark in zwei Büchern“ (1933), in denen er die Freikorps, den nationalsozialistischen Widerstand gegen die Rhein-Ruhr-Besetzung und gegen die Separatisten verherrlichte; dort lässt er einen Arbeiter auf pfälzisch ein Fazit einer NS-Propaganda-Veranstaltung ziehen: „Ausbabble losse, Philp, ausabble losse, dumm is der net. Aber hascht du überhaupt schon begriffe, was der Hitler will? Wann nämlich eines Tages alles de Bankrott anmeldet, wird de Hitler Konkursverwalter sein. Ich geh zu de Nationalsozialiste. Die Partei weeiß wenigstens, was sie eigentlich will. Wann de erscht Jud gefresse is, wird sich's schon zeige, ob sie all zu verdaue sin. Aber das segg ich dir, die Partei will Sauberkeit un den ganze Stall mol ausmischte, und das gehört sich, un dann erscht werden mer gesund.“ (S.399/400)

Zu nennen wäre unter diesen Barden auch Karl Schworm aus Odernheim, auch seine Texte las ich in den Sonntagsbeilagen der Tageszeitung. Schworm war Cheflektor im Münchner Eher-Verlag, dem Parteiverlag der NSDAP. Sein Werk „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein. Roman aus deutscher Vergangenheit und Zukunft“ erschien 1926 in 26 Folgen im „Völkischen Beobachter“ und in der 3. Auflage 1943 mit dem Untertitel „Ein Buch von deutscher Sehnsucht und Erfüllung“ erschien, trägt ein rotblonder Recke meinen Familiennamen – eine Hommage an meinen Vater. Für den Stil des Autors, der bis zu seinem Tod 1956 weiter publizierte, möge der Schluss der Erzählung „Die Fahne der Getreuen“ aus dem Band „Die bunte Truhe“ dienen: „Ein glückliches Lächeln trat auf sein wachsbleiches Gesicht: 'Frei und deutsch! Nun darf die Fahne - unsere Fahne - die Fahne mit dem Hakenkreuz - wieder - in der - Sonne - wehen...' Das waren die letzten Worte des Fahnenträgers von München.“

Lassen wir es damit bewenden, dies ist ein scheinbar zu weites Feld, ein unbearbeitetes Feld, ein Feld, für das sich offensichtlich niemand wirklich interessiert, auch nicht die Historiker oder die Germanisten, auf die ich noch einmal zurückkommen möchte. Lassen wir es auch mit diesen Namen bewenden, mit Max Braun-Rühling, Karl Schworm, Kurt Kölsch und Oskar Bischoff. Mit Oskar Bischoff zusammen (und u. a. meinem Vorgänger im Amt des Literaturreferenten Berthold Roland als Initiator des Buches) habe ich als junger Autor 1976 den Band „Literatur aus

Rheinland-Pfalz“ herausgegeben, rund 70 Autorinnen und Autoren sind vertreten, gegen Kurt Kölschs Aufnahme habe ich mich vehement ausgesprochen; ich kannte seine Briefe als Gaukulturwart, Oskar Bischoff nahm es schweigend hin, er hätte etwas dazu sagen müssen, er tat es nicht.

Natürlich waren die großen Namen in dieser Anthologie vertreten, Elisabeth Langgässer und Carl Zuckmayer, Alfred Döblin, der die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im französischen Auftrag begründete, Anna Seghers und Martha Saalfeld, Fritz von Unruh und Joseph Breitbach, Stefan Andres und Wolfgang Altendorf, Ernst Bloch und Curt Goetz, alles Namen der deutschen Literaturgeschichte. Erik Reger aus Bendorf, den Autor des ersten deutschen Industrieromans „Union der festen Hand“ (1931) und Georg K. Glaser aus Guntersblum, der den ‚Jahrhundertroman‘ „Geheimnis und Gewalt“ (1951) schrieb, kannte man nicht mehr oder noch nicht wieder. Georg Glaser nahm 1992 an den ersten rheinland-pfälzischen Literaturtagen in Kaiserslautern teil, eine späte Wiedergutmachung, nachdem Georg Stefan Troller ihn bereits in den 60-er Jahren in seinem berühmten „Pariser Journal“ in der ARD bekannt machte. Nach Erik Reger, unter seinem richtigen Namen Hermann Dannenberger 1945 Begründer des Berliner „Tagesspiegel“, wie nach Glaser haben wir Literaturpreise benannt, um das Gedächtnis an sie wach zu halten, ebenso an die Naturlyrikerin Martha Saalfeld, und auch nach vielen anderen rheinland-pfälzischen Autorinnen und Autoren der alten oder älteren Generation wurden Preise benannt, so von der Stadt Alzey nach Elisabeth Langgässer, von der Landesregierung nach Carl Zuckmayer, von der Mainzer Akademie nach Joseph Breitbach und unter anderem jetzt auch nach Arno Reinfrank und Susanne Faschon, die der Generation angehörten, die nach dem Krieg zu schreiben begannen.

Sie bedauern, dass ich hier die großen Namen eher cursorisch nenne und Ihnen von Fakten berichte und Ihnen Namen nenne, von denen Sie noch nie etwas gehört haben? Aber: ist es nicht notwendig, auch diese Namen im Gedächtnis zu behalten? Ist es nicht immer noch so, dass die Zeit des Nationalsozialismus im Bereich der Literatur auch in Rheinland-Pfalz, aber auch sonst wo, noch weitgehend unbearbeitet ist? „Die Pfalz unterm Hakenkreuz“ heißt ein 1993 erschienenes umfangreiches Werk, aber die Literatur und die Schriftsteller kommen auf den 550 Seiten nicht vor, Karl Schworm nur als Gründer der NSDAP in Odernheim am Glan 1921 und Kurt Kölsch nur als Mitglied der NSDAP-Gauleitung 1930, weil er damals die Organisationsabteilung II „Kultur und Rasse“ übernahm. Sie meinen, ich rede nur von der Nazizeit und nicht von der Literatur nach 1945 in Rheinland-Pfalz? Aber das war doch die Literatur nach 1945 in Rheinland-Pfalz!

Elisabeth Langgässer als Autorin von mystisch-katholischen Romanen hatte doch kein wirklich großes Publikum in der Bevölkerung, oder? 1948 zieht sie aus dem „geliebten und jetzt unerträglich eng gewordenen“ Berlin nach Rheinzabern, das „süße Bauerndorf in der Pfalz“, wie sie schreibt, „es ist richtig zum Liebhaben, und auch seine Bevölkerung ist ausgesprochen sympathisch – ein ruhiger, freundlicher Menschenschlag, dunkelhaarig, braunäugig und durch die nahe Grenze dem Französischen schon recht angenähert“. Doch alles wird vom überall herrschenden Hunger überdeckt. „Wie lange soll das noch so weitergehen?“, klagt sie, „Ich bin sehr traurig und mutlos, denn so schlimm hatte ich mir die Situation nicht vorgestellt.“ Der Schriftstellerkongress in Frankfurt aber im Mai 1948 beglückte sie, sie wurde ins Präsidium gewählt, ihre Rede wurde heftig diskutiert. „Natürlich ist es erschütternd, festzustellen, dass das Gros der Kollegenschaft teils aus Dummköpfen, teils aus gipsernen ‚Schöngestern‘ besteht. Die geistige Realität zu erkennen, muss furchtbar schwierig sein! Man kann sich seine eigene Einsamkeit trotz aller Popularität nicht groß genug vorstellen“, schreibt sie an den jungen Erich Fried. Wieder spricht sie vom Hunger der Bevölkerung. „Dafür haben wir eine – relative – Freiheit. Natürlich auch die Freiheit zu verrecken.“ Um gleich ein „Entschuldigen Sie“ mit 2 Ausrufezeichen hinzuzufügen. Elisabeth Langgässer war tatsächlich die einzige aus der gerne so genannten „Inneren Emigration“ der Autoren, die im 3. Reich nichts veröffentlichen durften oder

als stillen Protest gegen das Regime nichts veröffentlichen wollten, die mit dem „Unauslöschlichen Siegel“ ein Romanmanuskript in der Schublade hatte, das in der Nazizeit heimlich entstanden ist. Aber wirklich anerkannt? Bei dem Lyriker Wilhelm Lehmann beklagt sie sich im Mai 1948: „Wenn mich irgendetwas manchmal zu lautloser Raserei bringt, dann ist es die Tatsache, dass es für minderwertige Autoren und Werke in Masse Preise und Übersetzungen und Auslandsreisen regnet – und für mich nichts. [...] In Deutschland herrscht eben zu allen Zeiten der geistige Pöbel und die Konfektionsware – heute wie früher. Aber vielleicht ist es in anderen Ländern nicht besser. Wahrscheinlich.“ 1950 bereits verstarb sie, die große christliche Dichterin der Moderne, die aber in dieser europäischen Moderne, der Religions- und Gottesferne, die Ursachen sah dafür, dass die orientierungslose Menschheit dem Nationalsozialismus in die Arme getrieben worden sei.

Anna Seghers als 1947 aus dem Exil in die DDR gezogene Autorin hatte diese Resonanz nach 1945 im westlichen Deutschland schon gar nicht. Trotz des Büchner-Preises 1947 gab es „Das siebte Kreuz“, das in den USA, in Westeuropa und Russland in vielen 100.000 Exemplaren übersetzt und gelesen war, nur in der damaligen sowjetischen Besatzungszone, wo es 1946 erschien. „Der Faschismus hat das Land entsetzlich verwüstet, innen und außen, vor allem innen“, schrieb Anna Seghers nach ihrer Rückkehr; überall fand sie Angst vor dem Winter, Angst vor noch größerem Hunger, aber: dass die Deutschen an diesen Zuständen selbst schuld sind, aber „um keinen Preis einen Zusammenhang verstehen wollten“, das verstörte die Autorin zutiefst, „denn schließlich ist einem ja Land und Volk nicht fremd“. Lebenslang blieb die jüdische Mainzer Großbürgerstochter ihrer linksrheinischen Herkunft verbunden, immer wieder kam sie auf die wechselvolle Geschichte ihrer Heimat zu sprechen, gerade im Exil, zunächst in Frankreich, dann in Mexiko, in vielen Romanen und Erzählungen. Dass die Nazis ihr absprachen, eine deutsche Schriftstellerin zu sein, hat sie zutiefst getroffen. Im 1942 erschienenen „Siebten Kreuz“, den sie „Roman aus Hitlerdeutschland nennt“, dem wohl bedeutendsten Werk der deutschen Exilliteratur, fliehen 1937 sieben Gefangene aus dem Lager Westhofen. Sie wissen, dass es dieses Lager wirklich gab, im rheinhessischen Osthofen, Anfang März 1933 errichteten es örtliche Nationalsozialisten mit Billigung des zuständigen Polizeipräsidiums, es war eines der ersten deutschen Konzentrationslager, über dem Eingangstor der ehemaligen Papierfabrik stand, von zwei Hakenkreuzen flankiert, das Wort „Konzentrationslager“ so groß geschrieben, dass es kein Deutscher überlesen konnte. Es dauerte noch bis in die 90-er Jahre, bis daraus endlich eine Gedenkstätte mit einer Dauerausstellung über die Zeit des Nationalsozialismus entstand. Im Rheinhessischen lässt man sich Zeit: nach langen heftigen Debatten wurde es 1981, bis sich der Stadtrat von Mainz dazu durchringen konnte, Anna Seghers die Ehrenbürgerwürde zuzuerkennen. Und dann wurde eines Tages Adolf Hitler mit einem Stadtratsbeschluss aus der Ehrenbürgerliste der Stadt Mainz gestrichen. Das war im Jahr 2002.

Alfred Döblin kam in der Uniform der französischen Armee zurück. „Und als ich wiederkam, da – kam ich nicht wieder“, schrieb er. Er war einer der ersten Exilautoren, die 1945 nach Europa zurückkehrten. Hier begann er seinen Dienst als Literaturinspekteur der französischen Militärverwaltung – im Rang eines Obersten – zunächst in Baden-Baden und später in Mainz. Seine Aufgabe umfasste die Zensur von Manuskripten und die Vorbereitung einer literarischen Monatszeitschrift, die schließlich unter dem Namen „Das goldene Tor“ erschien. Dass die 1949 gegründete Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur eine Literaturklasse hat, verdankt sie wohl ihm. Schnell aber machte sich bei Döblin Enttäuschung über die politische Restauration der Nachkriegszeit bemerkbar, vor allem angesichts des Misserfolgs seines Revolutionsromans „1918“. 1953 ging er nach Frankreich zurück.

„Ich wollte kein Emigrant werden. Ich wurde es, weil mir nichts anderes übrigblieb“, sagte Carl Zuckmayer, und als er zurückkehrte: „Ich ging, halb betäubt, durch die Trümmer meiner Vaterstadt Mainz, stand vor dem Schutt meines Elternhauses, konnte meinen Schulweg nicht mehr finden.“ Er sah, wie das Scheußlichste, das Schönste dicht beieinander wohnten, „so wie im

deutschen Volk. Wir wussten, die Mörder waren noch unter uns.“ Zuckmayer hatte als deutscher Emigrant für den amerikanischen Geheimdienst in den Jahren 1943 und 1944 einen äußerst vergnüglichen „Geheimreport“ geschrieben, in dem er an die 150 Kulturgrößen Nazi-Deutschlands charakterisierte: Er unterteilte in dennoch mutige Gute, schlechte „Gewinnler“, indifferente Drückeberger und komplizierte Sonderfälle. Die Rezensenten sprachen bei der 2002 erfolgten Veröffentlichung von „Zwerchfell erschütternden“ Dossiers, die zwar ein der „Denunziation benachbartes Genre“ ausmachten, doch habe sich der Autor mit „Gerechtigkeit und Gutartigkeit“ den Menschen und ihren Charakteren - unter besonderer Berücksichtigung erotischer Vorlieben - angenähert. Sein Drama „Des Teufels General“, im amerikanischen Exil entstanden, wurde am 12. Dezember 1946 in Zürich uraufgeführt. Der erfolgreichste deutsche Dramatiker der 50-er Jahre hatte mit diesem Stück einen durchschlagenden Erfolg auf allen deutschen Bühnen. Heute erweise sich die Geschichte des Luftwaffengenerals Harras, der dem Nazi-Regime kritisch gegenübersteht und 1941 den Freitod im Flugzeug wählt, allerdings als ein zur Kolportage verkommenes idealistisches Heldendrama, das als „Verharmlosung, ja als fatal unbewusste Glorifizierung der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft“ erscheine und das politische Hintergrundgeschehen zur bloßen Staffage reduziere, die jeder zeitkritischen Signifikanz enträte, so die Literaturwissenschaft.

Wie alle anderen Autoren, die dem Naziregime nicht genehm waren, endete Auch Joseph Breitbachs Karriere, kaum dass sie begonnen hatte. 1932 erschien in Berlin sein erster Roman „Die Wandlung der Susanne Dasseldorf“, schon ein Jahr später werden seine Bücher in Deutschland verboten. Breitbach, der seit 1929 in Paris lebte und dort zu einigem Vermögen kam, gab 1937 seinen deutschen Pass zurück und beantragte die französische Staatsbürgerschaft. Nach dem deutschen Einmarsch in Paris beschlagnahmte die Gestapo im Jahr 1940 Breitbachs Safe, seine Bibliothek und auch darin enthaltene Manuskripte. Vor allem beklagt er später, dass dabei auch sein Romanmanuskript „Clemens“, sein damaliges Hauptwerk, verschwunden sei, an dem er von 1930 bis 1939 gearbeitet habe. 1.200 Seiten Umfang habe es betragen. Tatsächlich tauchen Unterlagen von ihm nach der Wende in Moskauer und Potsdamer Archiven auf, aus den von der Gestapo beschlagnahmten Schriften, die der Roten Armee in die Hände gefallen waren. Darunter befanden sich auch 117 handschriftlich korrigierte Schreibmaschinenseiten des „Clemens“-Manuskriptes, aus denen ich 1996 im 3. Band des Jahrbuches für Literatur Teile veröffentlicht habe. Gab es vielleicht nur dieses knappe Zehntel des „Clemens“-Manuskriptes? Das fragten sich sogar seine Nachlassverwalter. Breitbach blieb nach dem Krieg in Paris, von wo aus er sich nicht nur für deutsche Kriegsgefangene einsetzte, sondern sich auch große Verdienste um die Aussöhnung der beiden Nachbarländer erwarb. Seinen großen Erfolg hatte Breitbach 1962 mit seinem Roman „Bericht über Bruno“, einer kritischen Abrechnung mit dem politischen Bonn der Adenauer-Zeit. 1975 erhielt er in der Staatskanzlei in Mainz den rheinland-pfälzischen Kunstpreis aus der Hand von Helmut Kohl. Die Preissumme stiftete er sogleich für einen in Osteuropa politisch verfolgten Autor, denn „Breitbach war reich“, sagte Herbert Heckmann in einem Bericht über Breitbach in meinem ersten Literaturjahrbuch, und weiter: „Er genoss die Vorteile dieses Zustandes in vollen Zügen. Ich kenne jedoch keinen, der mit seinem Besitz so viel Gutes tun konnte wie er. Er machte das sehr diskret, kaufte einen großen Posten Bücher von Schriftstellern, die es nötig hatten und verschenkte ihre Bücher an seine Freunde und Gäste. Viele Autoren verdanken ihm, dass sie den Mut und das nötige Kleingeld fanden weiterzuschreiben.“ Und heute noch verdanken sie ihm dies. Der Joseph-Breitbach-Preis, den die Mainzer Akademie jährlich vergibt mit den Zinsen des in Liechtenstein angelegten Breitbach-Vermögens, ist der höchstdotierte deutsche Literaturpreis.

Selbstverständlich darf ich in diesem Zusammenhang Stefan Andres nicht unerwähnt lassen, der 1937 mit seiner jüdischen Ehefrau nach Positano emigrierte und ab 1950 bis zu seiner Übersiedlung nach Rom im Jahr 1961 in Unkel lebte. Von ihm habe ich in den 60-er Jahren fast alles gelesen, sein christlicher Humanismus war mir wichtig, machte mich aber auch etwas „randständig“, als 1968 ff. die roten Transparente und die Wasserwerfer der Polizei den Traum zu

verwirklichen schienen, dass die Zeit der Weimarer Republik mit ihren lebendigen intellektuellen und politischen Auseinandersetzungen auferstehe und wir das Dritte Reich ungeschehen machen könnten. Aber wieder einer Ideologie anhängen, das konnte ich nicht wirklich.

Erstaunlich, dass durch den 1974 erschienenen Roman „Winterspelt“, den eindringlichen Appell, Geschichte nicht als unabänderlich und schicksalhaft hinzunehmen, sondern Widerstand zu leisten, wo sich inhumane Entwicklungen anbahnen, erst wieder ins Bewusstsein drang, dass Alfred Andersch der Liebe zu einer in Prüm tätigen Kunstlehrerin wegen in die Eifel zog und hier bis 1952 lebte. Auf der Burg Kerpen bei Hillesheim vollendete er seine erste Erzählung „Kirschen der Freiheit“. Wie Andersch einmal sagte, war eine 1947 entstandene Zeichnung seiner späteren Frau Gisela die „Urzelle“ von „Winterspelt“, das in Rommersheim spielt. Wie er wurde in der Anthologie „Literatur aus Rheinland-Pfalz“ auch Arno Schmidt nicht erwähnt, der nach Kriegsteilnahme, Gefangenschaft und Vertreibung aus Schlesien völlig mittellos 1950 nach Gau-Bickelheim zog und von hier weiter nach Kastel nahe Saarburg bei Trier. „Ziemlich möbellere“ war es dort, schrieb er, „aber ich kann zur Not den Schreibmaschinenkoffer als Kopfkissen nehmen und mich mit der Stubentür zudecken.“ 1951 erhielt er den Großen Literaturpreis der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, aber das hinderte den Generalstaatsanwalt in Berlin nicht daran, einer Anzeige wegen Gotteslästerung und Pornographie nachzugehen – die rheinland-pfälzischen Buchhändler zeigten sich empört über den Inhalt des Prosastücks „Seelandschaft mit Pocahontas“, das 1955 in Alfred Anderschs Literaturzeitschrift „Texte und Zeichen“ erschien. Halb erotoman, halb christenfeindlich sei es, und wir finden dort Sätze wie: „Der ‚Herr‘, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt oder 10 Millionen im KZ vergast werden: das müsste schon ’ne merkwürdige Type sein – wenn’s ihn jetzt gäbe!“ Vorladungen zu den Gerichten in Saarburg und Trier ließen die Schmidts aus Rheinland-Pfalz nach Darmstadt flüchten, wo ein Gutachten des Präsidenten der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1956 zur Einstellung des Verfahrens führte.

„Wir wussten, die Mörder waren noch unter uns“, sagte Carl Zuckmayer 1946, als er nach Deutschland, nach Mainz zurückkehrte. Aber nicht nur die Mörder, auch die genannten Autoren, die über die Jahre des „Dritten Reiches“ die deutsche Literatur repräsentierten, waren in den 50-er Jahren noch unter uns. Sie blieben es auch jetzt, sie publizierten unverdrossen und uneinsichtig weiter, inzwischen natürlich Harmloses, Heiteres, Unpolitisches oder beschäftigten sich wie Max Braun-Rühling höchstens noch mit den Folgen der Bombardierung von Kaiserslautern bzw. ließen historische Romane wie „Der junge Schiller am Rhein“ aus den 20-er Jahren wieder aufliegen.

Carl Zuckmayer dagegen, Anna Seghers und Stefan Andres waren mir nicht als Landsleute, sondern als Vertreter der deutschen Literatur meiner Lesezeit der 60-er Jahre präsent. Andere Autoren dagegen, wie Fritz von Unruh, nur noch als Anekdote. Lassen Sie mich eine kurz erzählen, denn auch sie wirft ein Bild auf die Literatur der Nachkriegszeit. Der 1885 in Koblenz geborene, vor 1933 hochberühmte Dramatiker lebte nach der Rückkehr aus der französischen und amerikanischen Emigration nach wechselnden Schicksalsschlägen auf dem Familiengut Oranienhof in Diez an der Lahn, wo er 1970 verstarb. Dort wollte ihn der damals junge Literaturredakteur Werner Hanfgarn besuchen, der für den Südwestfunk eine Sendung über Fritz von Unruh plante. Er war zum Fünf-Uhr-Tee eingeladen, geriet aber mit seinem Auto in eine Panzerkolonne, die ins Manöver fuhr. Ein Entrinnen gab es nicht, Telefonieren war nicht möglich, und so kam Hanfgarn anderthalb Stunden zu spät. Er klingelte, wartete, klingelte, nach 15 Minuten erschien die Schwester des Autors, erklärte: „Der Tee für Sie stand um fünf Uhr bereit“ und schlug die Türe zu. Damit stand allerdings auch der Südwestfunk über längere Zeit nicht mehr bereit für weitere Sendungen über den Dichter.

Wie Fritz von Unruh, der nach 1945 kaum noch gespielt wurde, blieben die Exilautoren in der Regel buchstäblich „außen vor“. Die meisten lebten weiterhin im Exil, viele in England. Sie habe ich erst sehr viel später kennen gelernt. Über die Gründe habe ich schon eingangs gesprochen: Für

viele schreibenden Kriegsheimkehrer waren sie „Vaterlandsverräter“, sie hatten ihr Leben nicht eingesetzt im großen Kampf des deutschen Volkes, und so blieben sie sowohl bei der Gruppe 47 wie auch sonst im Lande in der Regel uneingeladen. Andere nahmen ihre Plätze ein.

Aber den ersten entschiedenen Nazigegner dieser Generation der Kriegsteilnehmer, und das besagt viel über die geistige Situation dieser Jahre, lernte ich 1974 in Mainz kennen mit dem Dichter Kurt Mautz. Noch vor 1933 hatte er in Gießen über Max Stirner promoviert und war ein Schüler Adornos. Im Krieg wurde er eingezogen, unbotmäßig, wie er war, blieb er als Gefreiter im Schützengraben, wenn er nicht dieser Unbotmäßigkeit wegen in der Arrestzelle saß. Für mich war die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit dem 1911 geborenen Autor ein Aha-Erlebnis: es gab also doch auch „andere“ Deutsche in dieser Generation. Mit seiner konkreten Poesie, mit seinen Anagrammen und vor allem mit seinem berühmtesten, den „Germanisten“, wurde er auf einen Schlag bekannt: „Germanisten / nisten mager / man ist gerne / nistgermane“, heißt es in dem Anagrammgedicht, das nur aus den Buchstaben des Titels besteht, diese aber so schüttelt, dass nicht nur ein neuer Sinn entsteht, sondern ein ironisch gebrochener Zusammenhang mit den Attributen eben der Germanisten: „sagt er minne / meint er sang / sternmagien / stangenreim / rast im engen / armin segnet / amen singt er geistermann / same gerinnt / im argen nest / grast meinen / magern stein.“ Auch seinen Schlüsselroman „Der Urfreund“ finde ich so großartig wie zu Unrecht kaum bekannt, ein Buch über seine Ur-Freundschaft (ein Goethe-Wort) schon aus Schülerzeiten mit dem Germanisten Wilhelm Emrich, einem der Großen seiner Zunft in der Nachkriegszeit. Das Buch handelt unter anderem davon, dass der Erzähler in den Krieg eingezogen wurde, sein Urfreund aber wegen einer Behinderung freigestellt blieb. Autobiografisch geht es weiter: Weil man dessen Habilitation ablehnte, biederte sich dieser bei den Nazis an und bekam einen Posten in Goebbels Propagandaministerium, wo er für die Papierzuteilung zuständig war – von ihm hing also ab, ob ein Buch erscheinen konnte oder nicht. Und so gelang ihm, entgegen allem akademischen Brauch, doch noch die Habilitierung im zweiten Anlauf. Der Erzähler nahm seinem Urfreund dabei weniger übel, dass er ihn während seines Kriegsdienstes mit der eigenen Ehefrau betrog, als vielmehr, dass er im 3. Reich antisemitische und denunziatorische Artikel über Kollegen veröffentlichte. Adorno, wieder nach Frankfurt zurückgekehrt, wusste dies, zeigte Kopien dieser unsäglichen Artikel grinsend Kurt Mautz, schloss sie dann wieder in seiner Schreibtischschublade ein. Die Zunft hielt nach außen hin dicht, erst Jahrzehnte später, zeitgleich mit dem Roman, erschien die erste Aufarbeitung der Verstrickung der deutschen Germanistik in den Nationalsozialismus („Zeitenwechsel“). Wilhelm Emrichs Verfehlungen wurden dort genannt, die FAZ widmete andererseits dem „Urfreund“ fast die ganze Titelseite des Feuilletons und deckte den wahren Sachverhalt auf, nannte den Namen von Wilhelm Emrich, der noch lebte (Kurt Mautz hatte den Protagonisten Kreifeld am Ende des Buches sterben lassen), und plötzlich begann eine Flut von Beschimpfungen – nicht gegen Wilhelm Emrich, Sie ahnen es, sondern gegen Kurt Mautz als „Nestbeschmutzer“, Emrich-Schüler riefen ihn an: „Wie konnten Sie nur...“ Wohlgermerkt, das war vor 10 Jahren.

Etliche von denen, die man in Deutschland vergessen hatte, lernte ich gerade noch rechtzeitig kennen, für mich eine wichtige Lebenserfahrung. Mein aus der Pfalz stammender Freund Arno Reinfrank, der in London lebte und zum Teil großartige Lyrik schrieb – sein erster Gedichtband erschien 1959 im wichtigsten DDR-Verlag, dem Aufbau-Verlag, seinen Band „Die Totgesagten“ halte ich nach wie vor für sehr bedeutsam, seine politischen Gedichte wurden damals in einem Atemzug mit den Texten von Wolf Biermann und Franz Josef Degenhardt genannt – Arno Reinfrank also erhielt ein Stipendium in der Villa Massimo in Rom und in dieser Zeit, während der Sommerferien 1977, hütete ich sein Haus in der Pattison Road in Hampstead. Er hatte mir eine Liste seiner Freunde dagelassen, und so besuchte ich beispielsweise Gabriele Tergit, nach der heute eine Promenade am Potsdamer Platz in Berlin heißt. Damals war sie 83 Jahre alt, der „Stern“-Autor Jürgen Serke hatte auch sie wie viele andere „Verbrannte Dichter“, wie seine Serie hieß, wiederentdeckt, und so konnte sie ein kleines Comeback feiern. Fernseh- und Rundfunkanstalten gaben sich zur Zeit meines Besuches bei ihr die Klinke in die Hand, ihre

Bücher erschienen wieder. Ich fragte sie, ob sie der Ruhm denn freue. „Ach, wissen Sie“, sagte sie, „das kommt jetzt 20 Jahre zu spät. Damals wäre es mir sehr, sehr wichtig gewesen. Aber damals wollte niemand etwas von mir wissen.“ Nicht nur von ihr. Ich traf auch H. G. Adler, den Dichter, den Universalgelehrten, der uns so viel hätte erzählen können über die Literatur im Prag zu Beginn des letzten Jahrhunderts, über seine Freunde wie Elias Canetti, Hermann Broch und viele andere – wenn man ihn nur gefragt hätte. Wenn man die Exilautoren und –autorinnen nur gefragt hätte. Aber sie blieben zum allergrößten Teil im Exil, nur von wenigen noch wahrgenommen, und richtig gewürdigt, wenn überhaupt, dann erst nach ihrem Tod. Diese Freude des Wieder-Wahrnehmens aber hätte man ihnen schon viel früher machen können, machen müssen.

Diese Ausstellung „Literarisches Leben in Rheinland-Pfalz 1947 – 1956“ aus Anlass der nachträglichen Geburtstagsfeier des am 30. August 1946 gegründeten Bundeslandes wird Ihnen manches von dem, was ich Ihnen berichtet habe, in den Vitrinen zeigen. Anderes werden Sie sehen, über das ich gerne noch berichtet hätte. Wiederum anderes wird fehlen. Wie auch immer: ich habe Ihnen ein wenig in Erinnerung rufen wollen, wie es in den Jahren nach Kriegsende bestellt war um die Literatur und um die Schriftsteller, um die ungebrochen weiterschreibenden Autoren und um die neu- und wiederentdeckten. Und um diejenigen, die nach einem kräftigen Kahlschlag zu schreiben begannen. Wenn ich mich dabei nicht immer an die Grenzen unseres Bundeslandes gehalten habe, so mag es daran liegen, dass sich auch Autoren nicht immer an die Grenzen ihres Bundeslandes halten. Anna Seghers lebte in der DDR, Carl Zuckmayer in der Schweiz, Stefan Andres in Italien und Joseph Breitbach in Frankreich. Elisabeth Langgässer verblieb in der Pfalz nur noch wenig Zeit, ihren Erfolg wahrzunehmen, Fritz von Unruh dagegen trauerte in Diez den Jahren seiner großen Bühnenerfolge nach. Dass Anna Seghers unendliches Heimweh nach Mainz und dem Rhein hatte, äußerte sie häufig, und auch Carl Zuckmayer liebte sein Rheinhessen, das er gerne und immer wieder besuchte. So schrieben sie zwar in der Ferne, blieben uns aber nahe. Nichts anderes wollte ich mit meiner heutigen Rede: zu etlichen Barden eine Distanz aufbauen, Ihnen andere Autorinnen und Autoren aber vielleicht wieder etwas nahebringen.

zitierte Literatur:

Heinz Ludwig Arnold: Politische Lyrik. Text und Kritik Bd. 9. München 1973.

Wilfried Barner / Christoph König (Hrsg.): Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945. Frankfurt am Main 1996.

Oskar Bischoff / Sigfrid Gauch / Werner Hanfgarn / Werner Helmes / Hajo Knebel / Berthold Roland (Hrsg.): Literatur aus Rheinland-Pfalz. Eine Anthologie. Mainz 1976.

Joseph Breitbach: Clemens. Das erste Kapitel des wiederaufgefundenen Romanmanuskriptes. In: Sigfrid Gauch / Sonja Hilzinger / Josef Zierden (Hrsg.): Horizonte. Rheinland-pfälzisches Jahrbuch für Literatur Bd. 3. Frankfurt am Main 1996. S. 169 – 184.

Klaus Briegleb: Missachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage ‚Wie antisemitisch war die Gruppe 47?‘. Berlin und Wien 2003.

Wolfgang Diehl: Heimat, Provinz und Region im Spiegel der Literatur. 125 Jahre Literarischer Verein der Pfalz. Speyer 2003.

Herbert Heckmann: Joseph Breitbach zu Ehren. In: Michael Bauer / Sigfrid Gauch / Gabriele Weingartner: Fremd in unserer Mitte. Rheinland-pfälzisches Jahrbuch für Literatur Bd. 1. Frankfurt am Main 1994. S. 31 – 36.

Sonja Hilzinger: Anna Seghers. Stuttgart 2000.

Elisabeth Langgässer: Briefe 1924-1950. Hrsg. von Elisabeth Hoffmann. 2 Bde. Düsseldorf 1990.

Wolfgang Lohmeyer: Jahre mit Alfred Döblin. In: Sigfrid Gauch / Sonja Hilzinger / Josef Zierden (Hrsg.): Horizonte. Rheinland-pfälzisches Jahrbuch für Literatur Bd. 3. Frankfurt am Main 1996. S. 222 – 233.

Kurt Mautz: Der Urfreund. Roman. Paderborn 1996.

Kurt Mautz: Schreibmaschinenpoesie. Visuelle Texte. München 1977.

Gerhard Nestler / Hannes Ziegler (Hrsg.): Die Pfalz unterm Hakenkreuz. Eine deutsche Provinz während der nationalsozialistischen Terrorherrschaft. Landau 1993.

Gunther Nickel / Ulrike Weiß (Hrsg.): Carl Zuckmayer 1896-1977. „Ich wollte nur Theater machen“. Marbacher Katalog 49. Marbach 1996.

Fred Oberhauser / Karl-Friedrich Geißler: Doppelspur. Von Ausonius bis Zuckmayer. Landau 1984.

Arno Reinfrank: Die Totgesagten. Moderne jüdische Schicksalsdichtung. München 1973.

Michael Schmidt: Des Teufels General. In: Kindlers Neues Literatur Lexikon. Bd. 17. München 1988. S. 1111 f.

Jürgen Serke: Die verbrannten Dichter. Berichte, Texte, Bilder einer Zeit. Weinheim und Basel 1979.

Gerty Spies: Drei Jahre Theresienstadt. München 1984.

Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main; Wien; Berlin 1983.

Josef Zierden (Hrsg.): Literarischer Reiseführer Rheinland-Pfalz. Frankfurt am Main 2001.

Carl Zuckmayer. Geheimreport. Hrsg. von Gunther Nickel und Johanna Schrön. Göttingen 2002.

Sigfrid Gauch, 1945 in Offenbach am Glan geboren, Studium der Germanistik, Philosophie und Erziehungswissenschaft an den Universitäten Heidelberg und Mainz, Promotion mit „Offene und verdeckte Schreibweisen im Literarischen Jakobinismus“, Literaturreferent im rheinland-pfälzischen Kulturministerium, lebt in Mainz; Autor zahlreicher Gedichtbände, zuletzt „Gegenlichter“ (2005), Romane „Zweiter Hand“ (1987, Neuauflage 1997), „Winterhafen“ (1999); „Goethes Foto und andere Erzählungen“ (1992); „Vaterspuren – Eine Lebensgeschichte“ (1979, Taschenbuch 1982, Neuauflage 6. Auflage 2005, Übersetzungen in Israel 2001, USA 2002, chinesische Übersetzung geplant); Mitherausgeber zahlreicher Anthologien sowie der rheinland-pfälzischen Jahrbücher für Literatur, 13 Bände, 1994 – 2007; Vizepräsident und Writers-in-Exile-Beauftragter im P.E.N. Zentrum Deutschland.